

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Volksblatt. 1878-1882**  
**1878**

7 (17.2.1878)

Prüfet Alles, das Gute  
behaltet!

Eines Mannes Rede ist  
keine Rede,  
Man muß sie hören zweide.

Im Nöthigen Einheit,  
Im Zweifelhaften Freiheit,  
In Allem Liebe!

# Volksblatt.

Herausgegeben von Dr. Chr. S. Soffinger.

Erscheint jede Woche.  
Bestellbar bei der Post  
und im Buchhandel.  
Preis vierteljährlich: Im  
Reichspostgebiete, bei der  
Post abgeholt, 40 Pf.;  
ins Haus gebracht und im  
Buchhandel (Commission  
von Carl J. Trübner in  
Straßburg i. E.) 55 Pf.  
Passende Anzeigen: Die  
Nonpareille-Feile oder  
deren Raum 80 Pf.

Nr. 7.

Straßburg im Elsaß,

17. Februar 1878.

## Papst Pius IX.

Kaum wurde eine Nachricht in den letzten Jahren so oft verbreitet und so oft widerrufen als die: Papst Pius IX. liegt im Sterben. 258 Päpste zählt die katholische Kirche vor ihm; keiner derselben verwaltete sein Amt länger als 25 Jahre; Pius IX. hatte diese Regierungsdauer schon im Jahre 1871 erreicht und immer war er noch rüstig, ja er überlebte selbst den Fürsten, durch den er seine weltliche Herrschaft verloren hatte, der weit jünger und bis vor wenigen Wochen gesund und kräftig war, König Victor Emanuel von Italien. Doch noch ehe die Leichenfeierlichkeiten, mit denen Italiens erster König geehrt wurde, ihren Abschluß fanden, schlug auch für Pius IX. die Stunde des Abscheidens von dieser Erde.

Johann Maria Mastai-Ferretti — dies war der ursprüngliche Name von Pius IX. — ist am 13. Mai 1792 zu Sinigaglia, einer Hafenstadt am adriatischen Meerbusen im ehemaligen Kirchenstaat, aus einem Grafengeschlechte geboren. In die Zeit seiner Jugend fielen die großen Ummwälzungen, welche Napoleon I. im staatlichen Leben Europas hervorrief. 1809 wurde der Kirchenstaat dem französischen Kaiserreich einverleibt und Rom für eine freie kaiserliche Stadt erklärt. Der damalige Papst Pius VII. kam in französische Gefangenschaft; erst 1814 konnte er wieder nach Rom zurückkehren. Der junge Graf Mastai wohnte diesem Wiedereinzuge bei. Gerne hätte er dem Papste gedient, zuerst aber nicht als Priester, sondern als Soldat. Im Jahre 1817 suchte er um Aufnahme

in die päpstliche Nobelgarde nach. Seinem Wunsche wurde nicht willfahrt, da er an einer schweren Krankheit, der Fallsucht (Epilepsie), litt. Als 5jähriger Knabe hatte er in einem Weiher Fische spielen sehen; er wollte einen solchen fangen, glitt aus, fiel ins Wasser und soll sich dadurch eben jene schreckliche Krankheit zugezogen haben. Da ihm die Soldaten-

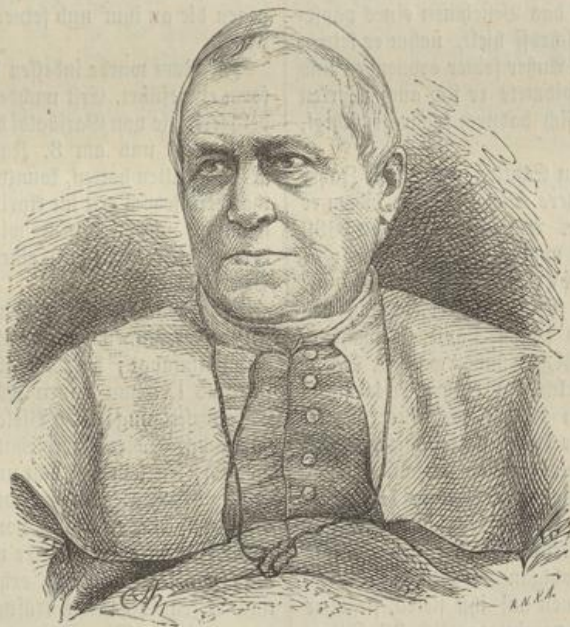
laufbahn verschlossen wurde, wollte er Priester werden. Aber auch für diesen Beruf, wenigstens für die höheren Stufen desselben, wäre er nicht tauglich gewesen, wenn er nicht Heilung seines Leidens gefunden hätte. Dieser durfte er sich jedoch erfreuen; er schrieb sie der Jungfrau Maria zu, an die er sich in seiner Noth um Fürbitte gewandt hatte. Darum fühlte er sich ihr besonders verpflichtet und blieb sein Leben lang ein eifriger Marienverehrer.

Am 10. April 1819 erhielt er die Priesterweihe, am Tage darauf las er seine erste Messe.

Nachdem er Papst geworden war, mußte ihn derselbe Offizier, welcher sein Aufnahmegesuch in die Nobelgarde

abschlägig beschiedener hatte, dem Herkommen gemäß um Bestätigung in seiner Stellung bitten. „Davon kann keine Rede sein,“ sagte Pius im Scherze; „denn hätten Sie mich nicht so grausam abgewiesen, so wäre ich vielleicht schon Hauptmann in der Garde.“

Von 1817 an half Mastai 6 Jahre lang Knaben in einem Waisenhaus erziehen; es wird ihm nachgerühmt, daß er sich derselben treu angenommen, in herzlichem



Papst Pius IX.,

geboren den 13. Mai 1792, † den 7. Februar 1878,

Papst seit 16. Juni 1846.

Verkehr mit ihnen getreten, manchmal aus derselben Schüssel mit ihnen geessen, aus dem gleichen Becher mit ihnen getrunken habe.

Im Auftrag des Papstes mußte er sich im Jahre 1823 einer Gesandtschaft anschließen, welche nach Chile in Südamerika abgeschickt wurde, damit sie dort die Verhältnisse der katholischen Kirche ordne. Nach etwa zwei Jahren, von denen ein sehr großer Theil auf die Reise kam, kehrte er nach Rom zurück, ohne daß der Zweck der Sendung erreicht gewesen wäre. Nun wurde er Präsident des großen apostolischen Hospizes San Michele in Rom; dasselbe umfaßte ein Waisenhaus für Knaben und Mädchen, ein Versorgungshaus für alte Männer und Frauen, ein Gefängniß und ähnliche Anstalten. Auch hier entfaltete er eine vielseitige Thätigkeit.

Zwei Jahre später — am 21. Mai 1827 — ernannte ihn der Papst zum Bischof von Spoleto. Da diese Stelle ihrem Inhaber erzbischöflichen Rang verlieh, bekleidete er schon mit 35 Jahren die hohe Würde eines Erzbischofs. Es brachen damals wiederholt Unruhen im Kirchenstaate aus, zu deren Beilegung er viel beitrug. Als er einmal das Benehmen eines päpstlichen Abgesandten für zu schroff hielt, nahm er keinen Anstand, dasselbe zu tadeln. Außer seiner ordnenden und verwaltenden Thätigkeit widmete er sich auch Werken des Wohlthuns und sah sich dadurch sogar genöthigt, Schulden zu machen.

Es kam ihm daher gut zu Statten, daß er im Jahre 1832 eine viel einträglichere Stelle erhielt, indem er Bischof von Imola wurde. Als solcher stieg er 1839 in den kirchlichen Würden noch eine Stufe höher: er wurde von Papst Gregor XVI. zum Kardinal ernannt. Die Kardinäle haben das Recht, bei Erledigung des päpstlichen Stuhles einen neuen Papst zu wählen; derselbe muß aus ihrer Zahl genommen werden. Schon bei der nächsten Wahl, welche im Jahre 1846 stattfand, war der Bischof von Imola der Auserkorene. 51 Kardinäle hatten sich zur Wahl versammelt. Durch das Loos wurde Mastai zum dritten Stimmenzähler bestimmt. Beim ersten Wahlgang erhielt er 13 Stimmen, ein anderer Kardinal 15. Keiner von beiden war gewählt, da hiezu zwei Drittel der Stimmen nöthig waren. Auch im zweiten Wahlgang, in dem 17, und im dritten, in dem 27 Stimmen auf ihn fielen, siegte er nicht; erst im vierten Male vereinigten sich 36 Stimmen auf seinem Namen, und sogleich riefen alle Kardinäle: „Wir haben einen Papst!“ Als solcher mußte er einen anderen Namen annehmen; er entschied sich für „Pius“. Da es deren schon acht auf dem päpstlichen Stuhle gegeben hatte, war er der neunte.

Kurz nach der Wahl huldigten ihm die Kardinäle. Er setzte sich auf den Thronessel. Alle kamen der Reihe nach zu ihm heran, knieten vor ihm nieder, und küßten das Kreuz auf seinem Fuße und den Ring (den sogenannten Fischerring; es ist dies das päpstliche Siegel, auf dem die Bildnisse der Apostel Petrus und Paulus angebracht sind) an seiner Hand, während er sie auf die rechte Wange küßte. Dies geschah am 16. Juni 1846.

Erst am folgenden Tage wurde dem Volke das Ergebniß der Wahl mitgetheilt. Die Römer hatten dasselbe anders erwartet, aber bald gewannen sie ihren neuen Papst lieb. Die Begeisterung für denselben erreichte einen außerordentlich hohen Grad, als er am 16. Juli eine Amnestie (Verzeihung) für politische Vergehen erließ. Man schloß daraus, daß er einer freihheitlichen Gestaltung des Staatswesens zugethan sei. Und wirklich traf er eine große Reihe von Anordnungen in diesem Sinne: die Zeitungen erhielten größere Befugnisse, die Stadt Rom eine neue Verfassung; ein Ministerium wurde gebildet, eine Abgeordnetenkammer eingesetzt u. A. m. Doch das Volk verlangte immer größere Freiheiten, deren Gewährung Pius IX. ein: „Ich kann nicht“ entgegensetzte. Die revolutionäre Strömung gewann die Oberhand. Des Papstes Minister Rossi wurde im November 1848 meuchlings ermordet, Pius IX. selbst in seinem Palaste, dem Quirinale, eingeschlossen. Da entfloß er am 25. November 1848 nach der im neapolitanischen Gebiete liegenden Festung Gaëta. Von hier aus legte er Verwahrung ein gegen die an ihm und seiner Würde verübten Gewaltthaten.

In Rom wurde indessen die republikanische Staatsform eingeführt. Erst nachdem die Franzosen die Stadt belagert, die von Garibaldi befehligten römischen Truppen besiegt und am 3. Juli 1849 ihren Einzug in Rom gehalten hatten, konnte der Papst zurückkehren; er that dies jedoch erst im April 1850. Seine Wohnung nahm er nun nicht mehr wie bisher im Quirinal, sondern in dem Vatikan, einem großen Palaste bei der Peterskirche.

Wohl wurden einige Verbesserungen im Staatswesen wieder aufgenommen, aber nicht mehr in dem früheren Umfange; die freihheitlichen Bestrebungen fanden in Pius IX. nun keinen Förderer mehr. Nach dessen Thronbesteigung hatten Viele im Volke gehofft, Italiens Einigung — dies heißersehnte Ziel — werde durch ihn möglich; seit seiner Flucht und Rückkehr war daran nicht mehr zu denken. Nun wandten sich die Blicke auf Victor Emanuel, den König von Sardinien. Dieser hegte jenen Wunsch ebenfalls. Er verband sich im Jahre 1859 mit Napoleon III. und erhielt auch durch Garibaldi und dessen Schaaren kräftige Unterstützung. Es kam zum Kriege. Die Oesterreicher wurden besiegt und mußten die Lombardei abtreten; die übrigen italienischen Fürsten gingen ihrer Throne verlustig, auch dem Papste wurde ein großer Theil seiner Besitzungen genommen. Vergeblich legte er Verwahrung ein. Noch blieb ihm Rom und dessen Umgebung, da dies von französischen Truppen geschützt wurde.

Als die Franzosen im Juli 1870 Deutschland bekriegten, zogen sie ihre Soldaten aus Rom zurück; Victor Emanuel besetzte die Stadt, ließ das Volk abstimmen, ob es sich mit dem Königreiche Italien vereinigen wolle, und als sich dasselbe mit einer sehr großen Mehrheit für den Anschluß aussprach, wurde Rom dem Königreiche einverleibt und später zu dessen

Hauptstadt gemacht. Am 13. Mai 1871 erließ die italienische Regierung ein Gesetz, welches dem Papste alle Rechte und Ehren eines Souveräns, volle Unverletzlichkeit seiner Person, eine jährliche Rente von 3 1/4 Millionen Franken, die vollkommenste Freiheit für Ausübung seiner geistlichen Amtshandlungen und noch einige andere Rechte gewährleistete.

Pius IX. nahm diese Anerbietungen nicht an, betrachtete sich vielmehr als einen Gefangenen des Vatikans. Wegen des vielen Mißgeschicks, welches er als weltlicher Herrscher erdulden mußte, wuchs sein Ansehen bei den Katholiken der ganzen Welt in um so höherem Grade. Mit großem Glanze wurden die Feste gefeiert, welche seine Person betrafen, so sein 25- und 30jähriges Papst-, sein 50jähriges Priester- und Bischofsjubiläum. Auch stimmte die weit überwiegende Mehrzahl des katholischen Volkes den Anordnungen und Lehrbestimmungen, welche er als Kirchenoberhaupt traf, freudig zu. Am 8. Dezember 1854 wurde die Lehre von der unbesleckten Empfängniß Mariä als Glaubenssatz verkündigt; auf den 8. Dezember 1869 berief er eine allgemeine Kirchenversammlung, die erste seit mehr als 300 Jahren, welche die päpstliche Unfehlbarkeit zum Dogma (Glaubenssatz) erhob.

Gegenüber dem, was die Wissenschaft unserer Zeit als Fortschritt geltend macht, hielt Pius IX. strenge an den Ueberlieferungen der katholischen Kirche fest; was nicht mit letzteren übereinstimmte, erklärte er für falsch und verdammungswürdig. Besonders berühmt geworden ist in dieser Hinsicht sein Rundschreiben (Encyclica) vom 8. Dezember 1864 mit dem daran angefügten „Syllabus“ (Verzeichniß, nämlich von Lehren, welche er verdammt). — Obwohl ihn nur die Römisch Katholischen als ihr geistliches Oberhaupt anerkannten, machte er doch auf alle, denen die christliche Taufe zu Theil wurde, Anspruch, so z. B. in einem Briefe, den er im August 1873 an Kaiser Wilhelm von Deutschland schrieb: „Jeder“ — heißt es darin — „welcher die Taufe em-

pfangen hat, gehört auf irgend eine Weise dem Papste an.“ Kaiser Wilhelm wahrte in seiner Antwort den evangelisch-protestantischen Standpunkt, indem er erwiderte: „Der evangelische Glaube, zu dem ich mich gleich meinen Vorfahren und mit der Mehrheit meiner Unterthanen bekenne, gestattet uns nicht, in dem Verhältniß zu Gott einen andern Vermittler als unsern Herrn Jesum Christum anzunehmen. Diese Verschiedenheit des Glaubens hält mich nicht ab, mit denen, welche den unsern nicht theilen, in Frieden zu leben.“

Im Umgange war Pius IX. liebenswürdig, er scherzte gerne und gewann durch seinen milden Gesichtsausdruck und sein freundliches Wesen leicht die Herzen derer, die ihm nahe kamen.

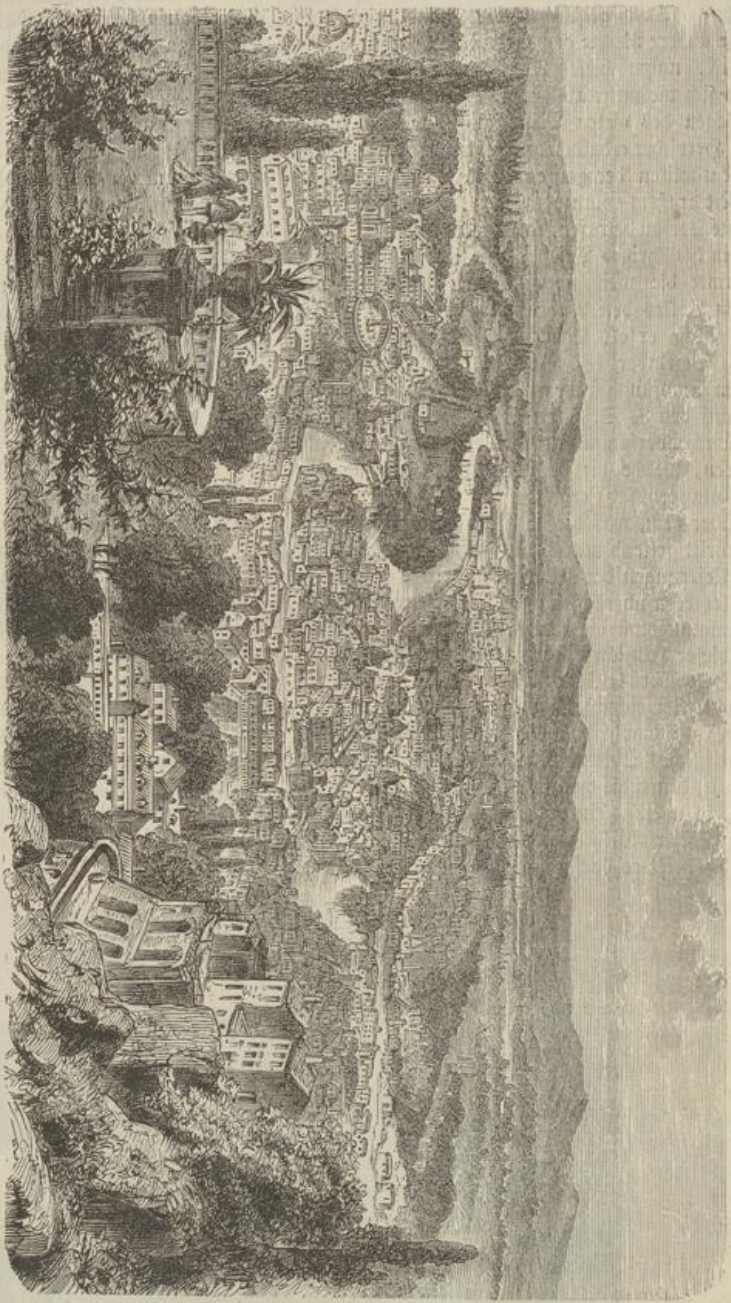
Ihrer war stets eine große Zahl. Wer hätte auch in Rom sein und den Papst nicht sehen wollen? Noch Abends am 6. Februar dieses Jahres empfing er Besuche, dann aber fühlte er sich unwohl. Früh Morgens am andern Tage sagte er: „Mir wird schwach“, und nun merkten die Anwesenden, daß seine letzte Stunde nahe. Die Kunde davon verbreitete sich rasch, und bald umstanden viele Kardinäle und andere hohe Würdenträger das Sterbebett. Als Pius IX. Nachmittags gefragt wurde, ob er viel leide, antwortete er: „Ja“; sonst sprach er nichts mehr. Um 5 Uhr 40 Minuten (am 7. Februar) that er seinen letzten Athemzug.

Wer wird sein Nachfolger werden? So heißt es nun. In welchem Geiste wird derselbe die katholische Kirche regieren? Von der Beantwortung dieser Frage hängt Vieles ab. Auch wer es von sich weisen muß, in dem Papste einen Stellvertreter Gottes und einen unfehlbaren Menschen zu sehen, wird doch daran denken, daß derselbe einen so großen Einfluß auf Millionen Gläubige hat wie kein anderer Mann und wird aus Liebe zu seinem Volke wünschen, derselbe möge wie unser Kaiser durch die Verschiedenheit des Glaubens sich nicht abhalten lassen, „mit denen, welche den seinen nicht theilen, in Frieden zu leben.“



Der St. Petersplatz mit der St. Peterskirche in Rom.

Die St. Peterskirche ist die größte Kirche der Welt, von 1506 an erbaut, am 18. November 1626 eingeweiht. Das große Gebäude rechts davon ist der Vatikan.



R o m ,

ursprünglich auf 7, jetzt auf 11 Hügeln erbaut, vom Tiberflusse durchzogen, einst der Sitz weltberühmter Kaiser, seit halb zwei Jahrtausenden der Päpste, der Hauptamthaupt von fünfzehn, das alljährliche Festspiel von Tausenden, zählt zur Zeit umgefahr 280,000 Bewohner. Es hat etwa 350 Kirchen; die großartigste derselben ist die St. Peterskirche. Hinter den Palästen, deren es über 100 besitzt, sind besonders berühmt der Vatikan (jetzige päpstliche Residenz), Lateran (frühere päpstliche Residenz), Quirinal (jetzige königliche Residenz), Sacroreale sind die Erinnerung an seine frühere Blüthe, welche man in Ruinen aller Tempel, in geschlossenen Ortschaften, Sieges- und anderen Denkmälern fast auf Schritt und Tritt wahrnehmen kann.

## Erlebnisse in Kurorten und auf Reisen.<sup>1</sup>

### 4. Nach und in Tübingen.

Es war ein prachtvoller Augustmorgen, als ich mich entschloß, die Ansicht und den Rath des gefeierten Professors, des erfahrenen Chirurgen und Kehlkopfärztes von Bruns in Tübingen einzuholen. Nachdem auf die telegraphische Anfrage, die zur Sicherheit nothwendig ist, etwa nach einer Stunde die Antwort zurückgekommen, „Bin morgen zu sprechen“, fuhr ich sofort über Gernsbach im freundlichen Murgthale und an der emporblühenden Residenz Karlsruhe vorbei nach der Stadt Pforzheim, bekannt durch viele Goldwaarenfabriken, deren eine die berühmte Friedensfeder gefertigt, mit welcher Fürst Bismarck den Frankfurter Frieden unterzeichnet hat.

Der Frühzug des folgenden Morgens führte mich auf der neuen Bahn durch das romantische Nagoldthal, reich an schönen Wäldern und herrlichen Orten. Da liegt Hirschau oder Hirsau mit der hohen Ulme, die unser Lieblingsdichter Uhland so ergreifend besungen. Dort zwischen dem hohen, trümmerhaften Gemäuer steht der Ulmbaum, der nicht zu wachsen aufhörte, bis er aus dem Dunkel des Gebäudes emporragte und zum Lichte hindurchgedrungen war.

„O Strahl des Lichts! Du bringest  
Hinauf in jede Gruft.  
O Geist der Welt! Du ringest  
Hinauf in Licht und Luft.“

Die Thurmglöcke schlug 11, als wir die alte Muesenstadt Tübingen erreichten. Neun Jahre vorher hatte ich als junger Student zum ersten Male diesen durch die Wissenschaft geheiligten Boden betreten, war bestrebt mein Wissen zu bereichern, mein Herz und meinen Geist zu befriedigen, jetzt suchte ich Hilfe für meinen Körper. Nach dem akademischen Krankenhause, der Wirkungsstätte des großen Gelehrten, lenkte ich sofort meine Schritte.

Auf 12 Uhr war die Untersuchungsstunde für die Halsleidenden bestimmt. Schon geraume Zeit vorher fand ich das große, mit ärztlichen Büchern ausgestattete Wartezimmer von Hilfesuchenden angefüllt. Zur festgesetzten Stunde erscheint ein kleiner, freundlicher Herr in vorgerücktem Alter — Professor von Bruns. Es ist der ausgezeichnete und bedeutende Arzt, der zuerst eigentliche Operationen im Kehlkopfe vornahm, der aus demselben die sogenannten Polypen mit einem durch Electricität in Bewegung gesetzten Instrumente entfernte und dadurch viele Kranken vom sicheren Tode errettete. Er hatte diese Operation, wie ich hörte, zuerst an seinem Bruder, dem Professor der Rechtswissenschaft in Berlin, unternommen, glücklich vollbracht und seither einen solchen Namen erlangt, daß Halsleidende fast aller Nationen nach Tübingen kommen, um seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Heute ruft er die einzelnen Patienten der Reihe nach zu sich. Es ist für manche ein schwerer Gang. Das merkt man erst an den Heraus tretenden, die geächt wurden oder das Operationsmesser

fühlen mußten. Ich war ziemlich versichert, daß mein Leiden ein chronischer Katarrh ohne gefährlichen Charakter sei, aber mir war auch von früher her im Sinne, daß schon oft Aerzte diese oder jene Behauptung aufstellten, jedoch erst Prof. von Bruns die wirkliche Sachlage erkannte. Ich betrat das dunkle Zimmer, erzählte dem feinen Kenner meine Leidensgeschichte. Er hörte mich freundlich an, untersuchte mich aufs Genaueste mit seinem hell erleuchteten Spiegel, fand wie die anderen Aerzte einen chronischen Katarrh, besonders aber in den oberen Halstheilen, weniger im Kehlkopfe. Er ist der Ansicht, daß ich noch einige Zeit die begonnene Wasserkur fortsetzen solle, gebot mir Schonung und rieth mir ernstlich, einen längeren Aufenthalt an einem höher gelegenen, gegen Wind, Staub und Rauch geschützten Orte des Schwarzwaldes oder der Schweiz zu nehmen.

Einigermaßen beruhigt, daß nichts Bedenkliches und Verdächtiges gefunden worden, schaute ich mich bis zur Abreise in der anmuthig gelegenen Universitätsstadt um, die längs des Neckars stufenweise sich erhebt. Eine Hauptzierde ist ihr in neuerer Zeit durch das Denkmal des Dichters Uhland zu Theil geworden — ein herrlich gelungenes Kunstwerk von Professor Kiezy aus Dresden. Tübingen ist die Vaterstadt des gefeierten Mannes. Hier ist er am 26. April 1787 geboren, hier hat er studirt, zuerst als Anwalt, dann als Professor der deutschen Sprache und Literatur gewirkt. In der Ständekammer wie in der deutschen Nationalversammlung war er Tübingens Abgeordneter. In seiner Geburtsstadt ist er am 13. November 1862 entschlafen und zur letzten Ruhestätte gebracht worden. Ich habe oft seine Wohnung, das „Uhlandschau“, mit Interesse und Ehrfurcht betrachtet; jetzt blickte ich mit demselben Gefühle zu seinem ehernen Standbilde empor. Auf hohem Unterbaue schauen wir die Gestalt des Mannes, in dem Gewande der Neuzeit, in aufrechter Stellung, in der einen Hand eine Schriftrolle haltend. Wir lesen die Inschrift des Denkmals: „Ludwig Uhland, dem Dichter, dem Forscher, dem deutschen Manne das dankbare Vaterland 1873“. — Gottlob! Das dankbare Vaterland ist nicht bloß Württemberg, sondern das Land, „soweit die deutsche Zunge klingt“, von dem Strande der Ostsee bis zum Fuße der Vogesen. Die vielen Helden des Geistes, die das edle Schwabenland hervorgebracht, gehören uns Allen an. Das Gesamtvaterland hat das Recht und die Pflicht, auch dem Meister Uhland ein Denkmal zu weihen. Wir Alle sind ja schon gehoben worden durch seine herrlichen Lieder voll Innigkeit und Tiefe der Empfindung, voll Wahrheit und Lebendigkeit. Wie ergreifend klingt des „Schäfers Sonntagsglied“:

Das ist der Tag des Herrn!  
Ich bin allein auf weiter Flur;  
Nur Eine Morgenglocke nur,  
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie ich hier.  
O süßes Graun! geheimes Wehn!

<sup>1</sup> Siehe Nr. 1. Seite 28 ff.

Als knieten Viele ungesehn  
Und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern,  
Er ist so klar und feierlich,  
So ganz, als wollt' er öffnen sich.  
Das ist der Tag des Herrn.

Einst sind wir von Tübingen zur Wurmlinger „Kapelle“ gewandelt. Neugierlich war dort Alles still. Aber im Geiste hörten wir den frohen Sang des Hirtenknaben im Thale und dann den traurigen Ton des Glöckleins und des Leichenchors auf dem Berge. Wir schauten dem jetzt still emporlauschenden Knaben zu, und wehmüthig tönte das Dichtervort:

„Hirtenknabe, Hirtenknabe!  
Dir auch singt man dort einmal.“

Als Kinder ließen wir das Uhlandslied erschallen, „Ich hatt' einen Kameraden,“ und als Jünglinge betrachteten wir in schönen Feierstunden „der Wirthin Töchterlein“ im Sarge und sangen mit begeisterter Nüchternung:

„Dich lieb' ich immer, dich lieb' ich noch heut  
Und werde dich lieben in Ewigkeit.“

Uhlands Dichterharfe klingt aber auch heiter. Die Natur und das Volksleben, der Wein und die Liebe werden in launiger Weise von ihm besungen. In seinen erzählenden Gedichten, in seinen Balladen und Romanzen steht er unübertroffen da durch die scharfe Zeichnung licht- und lebensvoller Gestalten. Die alten Burgen und Schlösser öffnen sich. Die Edelkräulein und die Königstöchter, die Ritter und Knappen, die Fürsten und Sänger vergangener Zeiten treten in ihrem Fühlen und Handeln vor unsern Geist. Aber auch die Gegenwart kommt zu ihrer vollen Geltung. Der Dichter hat ein warmes Herz für das gute Recht seines Volkes. Er legt nicht umsonst dem Grafen Eberhard dem Greiner, dem alten Rauschebart, das herrliche Wort bei:

„In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich echt,  
Drun soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht.“

Uhland liebt das Vaterland, er kämpft für die Freiheit; doch wie diese zu verstehen ist, sagt seine kurze Rede des Jahres 1848: „Die Freiheit will ich, die zur Einheit führt.“ Wahrlich, ein echt deutscher Geist leuchtet aus seinen Worten und Thaten.

Es sind erhebende Gedanken und Erinnerungen, die das Uhlandsdenkmal in uns hervorrufen, innere, geistige Erlebnisse, die nur durch neue Bilder zeitweise in den Hintergrund gedrängt wurden.

Ueber dem Neckar auf der Stadtseite erhebt sich in seiner einfachen Form und Gestalt das alte, ehrwürdige „Stift“, die Bildungsstätte vieler bedeutenden Männer, die eine Zierde des engeren und weiteren Vaterlandes geworden. In jenen Räumen hörten wir einst die Vorlesungen beliebter Lehrer und saßen aufmerksam zu ihren Füßen. Es hat sich seither Manches geändert. Mehrere Professoren sind von der Erde geschieden, andere wirken an ihrem Plage. Es bewahrheitet sich auch hier das

in dem steinernen Geländer einer Brücke meiner Heimath eingegrabene Wort: „Alles ist Uebergang zur Heimath hin.“

Auch meine frühere Wohnung in der Neckarhalde schaute zu mir herüber. Heitere Erlebnisse waren zunächst damit verbunden. An jenen Fenstern standen wir oft in erregter Erwartung; denn es galt, den auf ihren Holzstöfen vorbeifahrenden Neckarschiffen ein freundliches Mahnwort entgegen zu rufen. Langsam fahren sie dahin — sie sind da. Plötzlich öffnen sich alle Fenster, und die ganze Neckarhalde ertönt lange Zeit von dem gellenden Rufe der übermüthigen Musensöhne: Jockele sperr! Jockele sperr! Die Titel und Benennungen, die uns jetzt aus dem Munde der erbosten schwäbischen Schiffer als Antwort in die Ohren drangen, werden in den Büchern des feinen Tones und der Komplimente nimmermehr zu finden sein. Allein wir dachten eben: „Wer ausgibt, muß auch einnehmen.“

Doch nicht nur mit den Neckarschiffen wurde die Unterhaltung gepflogen, sondern auch unter uns Studenten selbst. Allerdings ging es theilweise ernst her, zumal da über wichtige Fragen gestritten wurde. Es war die Zeit unserer inneren Gährung und Entwicklung, des Strebens nach Wahrheit, des Ringens nach einer festen Ansicht, nach einem sichern Standpunkte. Oft sind die Geister auf einander geplatzt, aber wir haben das schöne lateinische Wort zu erfüllen gesucht, das — in deutscher Uebersetzung — das „Volksblatt“ als Wahlspruch verzeichnet hat: „In Allem — in allen Dingen — die Liebe.“

Noch eine andere Erinnerung tauchte in mir auf. Von dem Studirzimmer, „der Werkstatt geistlicher Gedanken“, habe ich mich zuweilen in eine andere Werkstatt begeben, in diejenige meines Hausherrn, meines „Hausphilisters.“ Hat doch schon der große Weise des alten Griechenlands, Sokrates, empfohlen, das Volk auf dem Markte und in den Werkstätten aufzusuchen, seine Anschauungen kennen zu lernen, es zu beobachten und anzuregen. Gerade bei den Schwaben — dem Volke des festen und zähen Charakters, der ausgeprägten Welt- und Lebensanschauung — ist sehr viel zu lernen. Mein Hausherr — der ehrsame Buchbindermeister in der Neckarhalde — war ein gemüthlicher und freundlicher Mann, der, wie es ja recht und billig ist, auch seine Hausgenossen zur Geltung gelangen ließ. Er war tüchtig in seinem schönen Handwerke, seinem täglichen Berufe. Oft habe ich mich über seine hübsche und gute Arbeit, über den feinen Sinn und Geschmack, den er darin zu erkennen gab, herzlich gestreut und ihm meine Anerkennung dafür ausgesprochen. Nur in einer Hinsicht wollte er gar nicht mit mir übereinstimmen, nämlich in den politischen, staatlichen, vaterländischen Fragen. Die Zeit in welcher wir damals in Deutschland lebten, war in staatlicher Beziehung eine sehr erregte, es war die Zeit der Wahlen zum deutschen Zollparlamente, jenem Uebergange zum jetzigen Reichstage. Wir Bada-

ner schwärmten schon längst für ein großes einheitliches Reich mit preussischer Spitze, wir waren begeistert für das Kaiserthum der Hohenzollern, dessen Morgenstern sich schon glänzend am Himmel erhob. Fürst und Volk waren einig und bereit, die Krone ihrer Rechte auf den Altar des geeinigten Vaterlandes niederzulegen. Das schwäbische Volk wußte sich in die neue Zeit nicht so leicht zu finden. Sonderbundsgelüste zeigten sich bisweilen bei dem Gelehrten wie bei dem Handwerker. Doch wie hat sich auch in Württemberg Alles bald geändert! „Es ist — um mit dem begeisterten Dr. Böck aus Baiern zu sprechen — Frühling geworden in Deutschland.“ Noch eine kleine Zeit dauerte die winterliche Luft, aber dann keimte und sproßte es an vielen Orten. In den heißen Sommertagen des Jahres 1870 und in den heißen und ernsten Wintertagen von Brie und Champigny sind die Früchte der Einheit zwischen Württemberg und Preußen zur Reife gelangt. Der Geist der Eintracht ist seither immer stärker, das Band des Zusammenwirkens immer fester geworden. Als voriges Jahr unser Heidenkaiser Wilhelm Schwabens Königshaus und Hauptstadt besuchte, ward ihm ein Empfang bereitet, wie kaum in einem andern deutschen Lande. Sollte — was Gott verhüten möge — Deutschlands Ehre verletzt und seine Grenze bedroht

werden, dann wird der Süden mit dem Norden an Begeisterung wetteifern, und man kann wieder von den berühmten „Schwabenstreichen“ zu hören bekommen. Im weiteren und höheren Sinne wird der Ausspruch jenes altdeutschen Rechtsbuches, des „Schwabenspiegels“, zur Geltung gelangen: „swa (wenn) man umbe des riches not striten solte, da suln die swabe vor allen sprachen striten.“

Nach äußeren und inneren Erlebnissen habe ich Württembergs liebliche Mufenstadt verlassen. Das Dampfroß führte mich abermals durch das von der Abendsonne wundervoll beleuchtete Neckar- und Ragoldthal. In der schönen Sommernacht, da „lau die Lüfte wehn,“ unternahm ich noch einen kleinen „Ueberfall im Wildbad,“

„wo heiß ein Quell entspringt,  
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.“

Nachdem ich den andern Morgen den Klängen der Kirtapelle gelauscht, die herrlichen Bäder, hauptsächlich das „Fürstenbad“ besichtigt, am warmen Trinkquell mich gelabt, im Gasthose meine Börse erleichtert, gelangte ich über Neuenbürg wohlbehalten zurück nach Herrenalb.

Wilhelm Ziebold.

### Eine türkische Heldin.

Die Geschichte der blutigen Kämpfe zwischen Russen und Türken in dem Kaukasus berichtet von manchem Helden, der mit seinem Leben für die Freiheit seiner heimischen Berge eintrat. Auch Frauen mit den Waffen in der Hand thaten sich hervor. Eine solche war Fatma, die Tochter eines Priesters in Bitlis, die an der Spitze einer Reitereschar manch hitziges Gefecht mit den Russen bestand und mit ihren Getreuen Wunder der Tapferkeit verrichtete. Sie war von einem glühenden Hasse gegen die Russen beseelt, der sich zumeist aus ihrer Lebensgeschichte erklärt. Ein Russe erschoss, vielleicht aus Zufall, vielleicht absichtlich, ihren ersten Bräutigam, einen gurischen Prinzen, kurz vor der Hochzeit. Später schenkte sie ihre Neigung einem gefangenen russischen Offizier, der aber die größere Freiheit, die er in Folge ihrer Gunst genoß, nur dazu benützte, zu entfliehen. So sah

sie sich zweimal aufs Tödlichste gekränkt und von dieser Zeit an kannte ihr Haß gegen die Russen keine Grenzen. Der Krieg bot ihr willkommenene Gelegenheit, denselben auszulassen. Sie stellte sich an die Spitze einer kleinen Reitereschar, die sie fortwährend zu verstärken suchte und mit der sie dem Feinde Verluste zusügte, wo sie nur immer konnte. Im September vorigen Jahres fiel die tapfere Führerin in einem hitzigen Gefechte; mit ihr bedeckten 400 ihrer Leute den Kampfplatz. Beinahe wäre sie in die Hände der Russen gefallen, wenn nicht ein Häuflein der Reiter sich den Weg zu ihr gebahnt und sie dem Schlachtgetümmel entrisßen hätte. Mit derselben Treue wie diese hingen ihr Pferd und ihr Hund an ihr. Beide hielten bei der gefallenen Herrin aus, bis ihre Leute sich zu ihr durchgeschlagen hatten, um sie aus den Händen der Feinde zu befreien.

Zur Weltlage. — Die an und für sich schon verwickelten Verhältnisse in der Türkei werden dadurch noch schwieriger, daß mehrere Mächte bei deren Regelung mitzusprechen haben. Die englische Regierung trifft große Vorbereitungen, um ihrem Worte bei den Verhandlungen das nöthige Gewicht zu geben und für alle Fälle gerüstet zu sein. Griechenland steckte sein Schwert wieder in die Scheide, da es von türkischen Truppen zu Wasser und zu Land bedroht wurde und da es hofft, daß seine Beschwerden auf der zusammentretenden Conferenz gleichwohl berücksichtigt werden.

Eine mit großer eigener Lebensgefahr verbundene Rettung eines Kindes wird aus Trier berichtet. Am 7. Januar fiel ein kleines Kind in ein tiefes Wasser. Sein Vater wurde zu Hilfe gerufen, stürzte sich dem Kinde nach, und auch über ihn schloß sich die Wassermenge. Beide schienen unrettbar verloren. Endlich, als die Verzweiflung, der herzzerreißende Jammer der Mutter und der übrigen Kinder, so wie das Mitleid der vielen, inzwischen dort angesammelten Zuschauer den höchsten Grad erreicht hatte, taucht der Vater aus der Tiefe wieder auf, das noch lebende Kind krampfhaft in einem Arm festhaltend, während er, mit dem andern Arme rudierend, sich so lange an der Oberfläche hielt, bis man ihm mit Rähnen zu Hilfe kam.



Da wohl Manche, die das „Volksblatt“ zu halten wünschen, von einem nachträglichen Abonnement durch den „Strafgrösch“ abgeschreckt werden, den die Post für Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern verlangt, so erklärt sich der Herausgeber bereit, die schon erschienenen und noch erscheinenden Nummern des ersten Vierteljahres für nachbenannte Beträge unter Kreuzband frei ins Haus zu übersenden:

- 1 Exemplar für 80 Pf.
- 2 an dieselbe Adresse zu schickende Exemplare für je 60 Pf.
- 3 „ „ „ 55 „
- 4—14 „ „ „ 50 „
- 15 u. s. w. „ „ „ 40 „

Gefällige Vorausbezahlung des Betrags vermittelt Postanweisung.

Bei gleichzeitiger Bestellung von wenigstens 15 Exemplaren kann auch die Posteinzahlungsgebühr von 20 Pf. an dem Betrage gekürzt werden; wer z. B. 15 Exemplare beziehen will, hat nur 5 M. 80 Pf. baar zu übersenden.

Die werthen Abonnenten werden ersucht, diese Bedingungen ihren Bekannten gütigst mitzutheilen. Es würde den allermeisten bei einiger Bemühung nicht schwer fallen, eine größere Anzahl von Beziehern zu gewinnen, wenigstens haben wir bisher mehrfach gesehen, daß, wenn sich Jemand die Verbreitung angelegen sein läßt, der Erfolg nicht ausbleibt.

Andere Forderungen als die obigen bittet der Herausgeber jedoch nicht an ihn zu stellen, da die Auslagen für das Blatt so bedeutend sind, daß sie erst bei einer großen Anzahl von Abonnenten annähernd gedeckt werden können. Adresse: Dr. Chr. G. Hottinger in Straßburg im Elsaß.

## Anzeigen.

### Offene Stellen.

An der am 1. April cur. zu eröffnenden **Pflege-Anstalt Hördt** (Elsaß) ist folgendes Personal anzustellen:

- 1) Ein **Sekretär** mit jährlich 672 Mark Gehalt, freier Wohnung, freier Beköstigung, Heizung, Beleuchtung, Wäsche und Arzneien.
- 2) Ein **Magazinwärter** mit jährlich 400 Mark Gehalt, freier Wohnung und Beköstigung.
- 3) Ein **Heizer** mit jährlich 480 Mark Gehalt, freier Wohnung und Beköstigung.
- 4) Ein **Oberknecht** mit jährlich 432 Mark Gehalt, Familienwohnung, freier Heizung, Beleuchtung und Gemüse.
- 5) Ein **Gartenknecht** mit jährlich 300 Mark Gehalt, freier Wohnung und Beköstigung.
- 6) Ein **Melker** mit jährlich 420 Mark Gehalt, freier Wohnung und Beköstigung.
- 7) Ein **Bote** mit jährlich 300 Mark Gehalt, freier Wohnung und Beköstigung.
- 8) Drei **Waschmägde** mit einem Anfangsgehalt von 11.20 Mark pro Monat, freier Wohnung und Kost.
- 9) Zwei **Küchenmägde** mit 11.20 Mark pro Monat, freier Wohnung und Kost.
- 10) Zwei **Bügelmägde** mit 11.20 Mark pro Monat, freier Wohnung und Kost.

Das Personal, ausgenommen der Sekretär und Heizer, erhält außer dem Angeführten noch Dienst- resp. Arbeitskleider von der Anstalt geliefert.

Indem ich zu persönlicher Bewerbung um obige Stellen auffordere, bemerke ich noch daß dieselben sämtlich am 1. April anzutreten sind.

Die Meldungen finden in **Stephansfeld** statt.

Stephansfeld, den 5. Februar 1878.

**Der Director der vereinigten Bezirks-Trenn-Anstalten Stephansfeld-Hördt:**  
D<sup>r</sup> Stark.

### Griechische Weine.

Unterzeichnetes Haus beschäftigt sich mit deren Einfuhr.

Um das Bekanntwerden derselben zu erleichtern, versende

1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten

**Camarlote, Corinther, Ella, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Misistra Malvasier, Achaja Malv. weiss und roth, Vino Rosé.**

Flaschen und Kiste frei à **M. 17. 10.**

Unbedingte Bürgschaft für Reinheit und Aechtheit. Preisbrochüre auf Wunsch franco.

**Neckargemünd.**

**J. F. Menzer.**

Herausgeber: Dr. Chr. G. Hottinger; Straßburg im Elsaß. — Druck und Expedition von G. Fischbach.

### Polizei-Sergeanten-Stelle.

Die hiesige Polizei-Sergeanten-Stelle, mit welcher ein jährliches Gehalt von 600 M., freie Wohnung, Gartenmühe und 60 M. Kleidergelder verbunden ist, wird am 1. März d. J. vakant.

Civilversorgungsberechtigte werden aufgefordert, sich **bis zum 25. Februar** unter Vorlegung ihrer Atteste und eines selbstgeschriebenen Lebenslaufs bei uns zu melden.

Persönliche Vorstellung ist erwünscht.

Serichow, den 1. Februar 1878.

Der Magistrat.

Im Verlage von C. Ed. Müller in Bremen ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu erhalten:

### Das deutsche evangelische Pfarrhaus.

Seine Gründung, seine Entfaltung und sein Bestand.

Von

**Wilhelm Baur,**

Doctor der Theologie, Hof- und Domprediger in Berlin.

**Zweite Auflage.**

Preis: Broch. 4 M. 80 Pf., eleg. geb. 5 M. 80 Pf., eleg. geb. mit Goldschn. 6 M.

### Pastoria.

15 für das Stiftungshaus gingen in 1630 Gaben 2483 M. ein.

— Chr. G. Hottinger —

Jesus Christus u. seine Kirche. 106 Bilder.

Im Buchhandel 1 M., beim Verfasser in Straßburg i. E. 80 Pf.

— Der Krieg 1870—71. Mit 64 Porträts u. vielen Denkreden. 2. Auflage. 1 M. 60, beim Verfasser 1 M. 30.

### Brockhaus'

Kleines

### Conversations-Lexikon

Encyclopädisches Handwörterbuch.

1878.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

40 Hefte à 30 Pfennig.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.